XXI. Jahrg. Berlin, den 25. Januar 1913. Nr. 17.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1913.

, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.

SW. 48, Wilhelmstr. 3 a. Fernspr. Lzw. 7724.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.6

Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag Berlin



Berlin, den 25. Januar 1913.

Billiges Eiweiß.

Seit Lamettrie seinen „L'homme machine" geschrieben, seit Lavoisier und dann Liebig den Ablauf des thierischen Lebens als einen Verbrennungvorgang erkannt, haben wir uns gewöhnt, unsere Nahrungmittel mit den Heizstoffen der Technik zu vergleichen. Wie man eine Maschinenfeuerung mit Holz, Steinkohle oder Torf, mit Erdöl, Spiritus, Benzin oder Gas beschickt, so kann der Mensch die eigene Lebensflamme mit all dem Genießbaren speisen, das Natur und Civilisation als rohe oder kunstvoll zubereitete Nahrung darbieten. Die mannichfachen Produkte des Acker- und Gartenbaues, der Viehzucht, der Bäckerei und Küche, die wir täglich als Brennmaterial zur Erhaltung des Körpers, für seine Arbeitleistung und seine Erzeugung thierischer Wärme einführen, enthalten als einfachere Bestandtheile ihrer chemischen Zusammensetzung einzelne „Nahrungstoffe"; als die wichtigsten sind die Eiweißkörper, die Fette und die Kohlehydrate (Zuckerstoffe) bekannt. Wie die technischen, so haben auch diese drei physiologischen Brennstoffe einen verschiedenen Heizwerth, der für je 1 Gramm beim Eiweiß und Kohlehydrat etwa 4 Kalorien, beim Fett etwa deren 9 beträgt. Nichts scheint nun einfacher als der Versuch, die einzelnen Nährstoffe in ihrer Bedeutung für den Körperhaushalt nach der Größe ihrer Verbrennungwärme zu bewerthen, da (nach Rubners Isodynamie-Gesetz) die organischen Nahrungstoffe „nach Maßgabe ihrer Spannkräfte" einander ersetzen können. Kein Techniker wird aber das Benzin (mit etwa 10 500 Kalorien Heizwerth) dem Holz oder Anthrazit (mit 3000 oder 7000 Kalorien Heizwerth) als Feuerungmaterial immer und unter allen Umständen vorziehen. Und

eben so wenig kann der Physiologe eine ausschließliche Ernährung des Menschen mit Fetten nur deshalb empfehlen, weil ihre Verbrennungwärme die der Eiweißkörper und Kohlehydrate um mehr als das Doppelte übertrifft. Die Auswahl der Nahrungmittel zur Deckung unseres Kraftwechsels wird durch ganz andere Ueberlegungen bestimmt, als sich aus rein physikalischen Beobachtungen an der kalorimetrischen Bombe ergeben; sie richtet sich nach der physiologischen Ausnutzbarkeit und Verdaulichkeit der einzelnen Lebensmittel und dem wünschenswerthen Verhältniß ihrer Mischung für eine individuell angepaßte Nahrung.

Sind also schon durch praktisch-diätetische Forderungen einer allgemeinen Anwendung des Isodynamie-Gesetzes gewisse Grenzen gezogen, so gelten noch besondere Beschränkungen für den Ersatz des Eiweißes durch die anderen beiden Nahrungstoffe. Die Erfahrung lehrt, daß der thierische Organismus stets Theile seiner lebenden Substanz in Form von Haaren, Epidermiszellen, Nägeln und Aehnlichem, von reichlichen Verdauungsekreten eliminirt und zur Deckung dieser „Abnutzungquote“, die hauptsächlich Körpereiweiß, also stickstoffhaltiges Material, betrifft, neuen Stickstoff mit der täglichen Kost aufnehmen muß. Diese Nothwendigkeit schließt die Möglichkeit aus, das gesammte Nahrungeiweiß durch die stickstofffreien Fette und Kohlehydrate zu ersetzen. Das physiologische Eiweißminimum, das alle Verluste auszugleichen vermag, läßt sich (freilich nur unter ganz bestimmten Bedingungen) experimentell feststellen. Doch wenn man selbst diese Aufgabe für jeden individuellen Stoffwechsel immer lösen könnte, so wäre es vom Standpunkt der praktischen Diätetik aus falsch und zugleich gefährlich, das für einen besonderen Menschen und eine besondere Ernährung errechnete Eiweißminimum der Aufstellung allgemeiner Kostsätze zu Grunde zu legen. Will man, zum Beispiel, das Eiweißminimum für den täglichen Gebrauch des Durchschnittsarbeiters normiren, so muß man, wie es der große Ernährungphysiologe Voit gethan hat, die frei gewählte Kost dieser Bevölkerungsklasse auf Ausnutzbarkeit und Bekömmlichkeit kritisch prüfen, um von den hier gewonnenen Erfahrungen zur Aufstellung einer zweckmäßigen und mit dauerndem Erfolg anwendbaren Kostordnung zu gelangen. So ist Voits älteres Kostmaß entstanden, das für einen 70 bis 75 Kilogramm schweren Arbeiter bei etwa zehnstündiger Arbeit als täglichen Erhaltungbedarf verlangt: 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate. Allerdings haben neuere Forschungen Voits Eiweißzahl als etwas zu hoch erwiesen. Jetzt werden 80 bis 100 Gramm wohl allgemein als die Eiweißmenge an-

genommen, die als Minimum in der täglichen Kost geboten werden muß und ohne ernste Schädigung des Organismus nicht mehr wesentlich vermindert werden darf.

Von selbst drängt sich die Frage auf: Wie läßt sich der tägliche Erhaltungbedarf von 100 Gramm Eiweiß billig und zugleich diätetisch vernünftig decken? Gewiß nicht durch Massenfabrikation des synthetischen Eiweißkörpers, den Emil Fischer unserem Kaiser im vorigen Jahre in kleiner Menge demonstriren konnte und zu dessen Bereitung die Rohmaterialien allein gegen tausend Mark gekostet hatten. Einstweilen müssen wir uns noch an die Produkte der Natur halten, die mit geringeren Herstellungskosten arbeitet und uns unter den Vegetabilien eine Auswahl eiweißreicher und dabei wohlfeiler Nahrungmittel bietet. Von ihnen wurden für den Volkskonsum seit je gewisse Hülsenfrüchte herangezogen, die, wie die Erbsen, Bohnen und Linsen, mit ihrem Eiweißgehalt von durchschnittlich 25 Prozent sogar den der meisten Fleischsorten übertreffen. In jüngster Zeit hat Dr. H. Neumann in Potsdam die Aufmerksamkeit der Aerzte wieder auf eine andere Leguminosenart gelenkt, die Sojabohne, die, ursprünglich in China heimisch, zunächst in Japan, später auch in manchen europäischen Ländern angebaut wurde und in ganz Ostasien als ein nahrhaftes, billiges Lebensmittel hochgeschätzt ist. Sie zeichnet sich (außer durch beträchtlichen Fettgehalt) durch ihren großen Eiweißreichtum aus und verdient dieser Eigenschaften wegen das Interesse des Ernährungphysiologen, nicht minder aber auch die ernste Beachtung unserer Volks- und Landwirthe wegen ihrer bescheidenen Ansprüche an Boden, Klima und Pflege. Sie könnte im Verein mit unseren allverbreiteten Hülsenfrüchten als die eigentliche Eiweißnahrung des Volkes, als der erfolgreichste Konkurrent des jetzt so teuren Fleisches bezeichnet werden, wenn die 456 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für eine Mark in Form von Erbsen kaufen kann, eben so gut schmeckten und eben so leicht resorbirt würden wie die 113 Gramm Stickstoffsubstanz, die man für den selben Preis in Form von Rindfleisch erhält. Leider ists nicht so. Denn während der Organismus von der Eiweißmenge eines verzehrten Bratens über 97 Prozent aufzunehmen vermag, bleiben vom Eiweiß eines Erbsengerichtes 17,5, von dem eines Bohnengerichtes sogar über 30 Prozent unausgenützt und gehen dem Körper verloren. Um einen Menschen mit diesen Leguminosen im Stickstoffgleichgewicht zu erhalten, müßte man sie also in sehr großen Mengen einführen und natürlich auch ihre anderen stickstofffreien Bestandtheile, die für Verdauung und Stoffwechsel nicht gleichgiltig sind, in den Kauf

nehmen. Ein solches Regime würde zwar nicht das Haushaltungbudget, wohl aber den Darm stark belasten, der einer dauernden Bewältigung so erheblicher Nahrungschlacken nur bei wenigen Menschen gewachsen sein dürfte und so schwere Insulte oft mit empfindlichen Verdauungstörungen beantworten würde. So deckt also die Stoffwechselbilanz des Leguminosenessers ein Mißverhältniß zwischen Materialaufwand und Nutzeffekt auf; ein Mißverhältniß, das durchaus korrekturbedürftig, aber auch korrekturfähig ist. Denn wir haben die Möglichkeit, die Ausnutzbarkeit der Hülsenfrüchte durch sorgsamere Zubereitung und erhöhtes kochkünstlerisches Raffinement zu steigern und zugleich ihren Geschmack einem verwöhnteren Gaumen anzupassen. Die Schmackhaftigkeit ist von wesentlicher Bedeutung für die Propagirung eines neuen Volksnahrungmittels. Das haben sich auch die Herren des berliner Instituts für Gährungsgewerbe gesagt, als sie daran dachten, ein neues, bisher nur in Thierversuchen erprobtes Eiweißpräparat dem menschlichen Konsum nutzbar zu machen. Vor einigen Jahren ist das Institut für Gährungsgewerbe an die experimentelle Lösung der biologisch und wirthschaftlich gleich wichtigen Frage herangetreten, wie die 70 Millionen Kilogramm Hefe, die die deutschen Brauereien jährlich im Ueberschuß erzeugen, diätetisch verwerthet werden könnten. Hier galt es, aus der Noth eine Tugend zu machen und den toten Ballast einer Industrie in ein Kräfte spendendes Lebensmittel zu verwandeln. Die durch Reinigung, Entbitterung und Trocknung gewonnene „Nährhefe“ besteht zu über 53 Prozent aus Rohprotein, übertrifft also den Eiweißgehalt des Ochsenfleisches um etwa das Zweieinhalbfache. Nachdem durch exakte Stoffwechselversuche an Schafen, Hunden und am Menschen eine recht befriedigende Ausnutzbarkeit des Hefeeiweißes (zu 86 bis 88 Prozent) festgestellt worden war, erstand die weitere Aufgabe, die neue Hefenahrung auch der breiten Masse, bei der keine wissenschaftliche Begeisterung vorausgesetzt werden konnte, mundgerecht zu machen. Zunächst wurde ein Preisausschreiben für Hefekochbücher erlassen und dann eine Kommission eingesetzt, die vier Wochen hindurch täglich eine Mittagsmahlzeit aus hefehaltigen und hefefreien Gerichten, ohne Kenntniß der Menus, verzehren mußte. Das Ergebniß der Prüfung war für beide Theile (die Hefe und ihre Vertilger) insofern günstig, als die gestrengen Herren Examinatoren mit heilem Magen und wohlgekräftigt daraus hervorgingen, die Hefe selbst aber sich als einen brauchbaren Rohstoff der Küche erwiesen hatte. So könnte das Institut für Gährungsgewerbe seine Aufgabe als gelöst betrachten und stolz darauf sein, eine wohlschmeckende, gut resorbirbare Eiweißnahrung, also in gewissem Sinn einen

Fleischersatz für uns entdeckt zu haben, wenn die Nährhefe nicht ein wichtiges Erforderniß aller marktfähigen Surrogate vermissen ließe: die Billigkeit. So lange der Nährwerth der Hefe eben so theuer bezahlt werden muß wie der des Fleisches, wird es keiner Arbeiterfrau einfallen, statt des Sonntagsbratens ihrem Manne ein Hefebeefsteak auf den Tisch zu setzen. Dazu steht der Fleischgenuß zu hoch und zu fest in der Gunst des Volkes. Zwar scheinen die günstigen Erfahrungen, die man jetzt in den großberliner Gemeinden mit dem Seefischverkauf gemacht hat, keine besonders starke und einseitige Vorliebe unserer Bevölkerung für den Konsum von vierbeinigen Schlachtthieren zu bekunden. Doch darf man nicht vergessen, daß den von der Stadt Schöneberg in einem Jahr umgesetzten 2100 Centnern Seefisch (so imponirend und erfreulich sie als Symptom an sich sind) eine Einwohnerzahl von etwa 173 000 gegenübersteht, daß also auf jeden schöneberger Bürger jährlich kaum 1¼ Pfund entfiele. Und weiter darf man getrost annehmen, daß die wenigsten dieser wenigen schöneberger Fischesser beim Verspeisen ihres Kabeljaus geglaubt haben, einen vollwerthigen Ersatz für eine saftige Hammelkeule oder ein blutiges Roastbeef sich einzuverleiben. Hier gilt es, uralte Vorurtheile zu besiegen und unseren Großstädtern die Ueberzeugung beizubringen, daß, zum Beispiel, das Hecht- oder Karpfenfleisch weder an Eiweißgehalt noch an Ausnutzbarkeit den meisten Fleischsorten nachsteht.

Noch raschere Sympathien als ihrer Fischhalle werden deshalb die Schöneberger einem anderen Unternehmen ihrer Stadtväter entgegenbringen, das durch finanzielle Unterstützung eines Kaninchenzüchtervereines die Popularisirung des Kaninchenfleischkonsums erstrebt. Ermuthigt wurde die schöneberger Deputation zu ihrem Vorgehen wohl durch das Beispiel von Paris, wo angeblich 200 000 Pfund Kaninchenfleisch täglich verzehrt werden. Solche kulinarische, durch altererbte Gewohnheiten genährte Beliebtheit kann gewiß nicht von heute auf morgen errungen werden. Ich meine aber, daß der Kaninchenkonsum sich in viel kürzerer Zeit als die Fischkost einbürgern wird, weil für ihn alle (vielleicht nur eingebildeten) Vorzüge des „wahren“ Fleisches einnehmen. Pflegt doch der Laie die weitgehenden anatomischen und chemischen Uebereinstimmungen zwischen Fisch- und Säugethiermuskeln zu ignoriren und nur diese als „richtiges“ Fleisch anzuerkennen.

So wenig sachliche Motive werden das große Publikum oft bestimmen, unter den „Fleischersatzmitteln“ zunächst die Surrogate thierischer Herkunft zu wählen und davon wieder solche zu bevorzugen, die entweder selbst Fleisch in irgendeiner Form darstellen oder ihren fleischlichen Ursprung am Wenigsten verleugnen.

Und wie jüngst die großberliner Theuerungskonferenz die Einfuhr von argentinischem Gefrierfleisch von der Regirung forderte, so könnte man mit nicht geringerer Aussicht auf einen wirthschaftlichen Erfolg an die Verwirklichung einer Anregung denken, die Salkowski schon 1909 in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift gegeben hat. Die praktische Tendenz von Salkowskis Plan, der im physiologischen Laboratorium geboren wurde, ist auf die Bekämpfung der Fleischnoth gerichtet und stellt der Industrie die zweifache Aufgabe, das Fleischparadies von Südamerika der europäischen Bevölkerung zu erschließen, dann aber auch die Ströme Blutes, die Tag für Tag auf unseren Schlachthöfen vergossen werden, nicht vertrocknen und versickern zu lassen, sondern in nährende Quellen zu verwandeln. Salkowski hatte nämlich durch exakte Stoffwechselversuche an Hunden feststellen können, daß sowohl ein „Fleischalbuminat" aus Rückständen von der Fabrikation des Liebig-Extraktes wie auch ein Präparat, das durch Erhitzung von frischem Rinderblut und darauf folgende Trocknung des Gerinnsels gewonnen worden war, ganz vorzüglich (zu 92 oder 95 Prozent des eingeführten Stickstoffes) ausgenutzt wurden. Im Ausland könnte also die Liebig-Gesellschaft, in Inland jeder Schlachthof ein billiges Material liefern, das mit seinem hohen Eiweißgehalt und seiner guten Resorbirbarkeit einen werthvollen Fleischersatz abgeben würde; natürlich unter der Voraussetzung, daß es der Technik gelingt, die unerläßlichen hygienischen und gastronomischen Erfordernisse bereit zu stellen. Salkowski selbst macht den Vorschlag, die Fleischextraktrückstände und das Blutpräparat in feuchtem Zustand zu verwenden und die in diesem Fall nothwendige Konservirung bei jenen durch Zusatz von Salzsäure, bei diesem in Blechbüchsen vorzunehmen. Der Kochkunst würde dann die dankbare Aufgabe zufallen, aus diesen Fleischkonserven wohlschmeckende und bekömmliche Gerichte zu bereiten. Nach Zeitungberichten mußte der von den stuttgarter Sozialdemokraten am fünften September 1912 beschlossene Boykott aller Fleisch- und Wurstwaaren schon nach zwanzig Tagen wieder aufgehoben werden. Hätten die stuttgarter Genossen nur ihr gewohntes Nahrungeiweiß einfach nach der Kalorienzahl ersetzen wollen, so hätten ihnen in der Fischkost, in der Magermilch, im Käse Reserven zur Verfügung gestanden, aus denen sie ihren Eiweißhunger billig stillen konnten.

Billiges Eiweiß, das unsere Fleischnahrung nicht allein nach der Zahl ihrer Kalorien, sondern nach dem Gesammtwerth ihrer Qualitäten zu ersetzen vermag: Das ist ein Punkt, der auf dem Programm des Retters aus der Fleischnoth obenan stehen muß.

Wilmersdorf. Dr. Friedrich Simon.

Ideale.

In zwei großen Formen hat bisher immer der menschheitliche Idealglaube seinen Ausdruck gefunden und sich entwickelt. Und das menschliche Fühlen, Denken und Reden, das Wissen und Sehnen von und nach einem idealen, einem vollkommenen Zustand der Dinge, nach einem reineren, höheren und besseren Dasein hat bisher zwei verschiedene, entgegengesetzte Wege eingeschlagen. Zwei Möglichkeiten scheint es hier überhaupt nur für unsere Vernunft zu geben; und alle unsere Ideallehren kann man jedenfalls dem einen oder dem anderen Typus zurechnen.

Aber auch von diesen beiden Formen kann nur die eine auf eine große Vergangenheit sich berufen und stützen. Wie über dem Märchenland unserer Kindertage das „Es war einmal" schwebt, so blickt diese Idealglaube, diese Ideallehre auf das „War" als ein großes Wunder- und Zauberland zurück, als ein Land der Seligkeiten, schöneren und herrlicheren Lebens. Im Anfang lebten die Menschen im Paradiese, heißt es in der Bibel, die Mythen erzählen uns, daß nur das erste Zeitalter der Menschen ein „Goldenes" war und daß es dann immer schlechter wurde, und auch unsere Naturvölker verehren die Vorfahren, Ahnen und Väter als die göttlicheren Wesen; und nach dem ganz primitiven naturreligiösen Unsterblichkeitglauben kehren die Menschen mit dem Tode in dieses Väterland wieder ein. Der Urzustand der Dinge, das Chaos, erscheint jedoch ursprünglich noch nicht als ein Vollkommenheitzustand, sondern aus den Chaoswesen, den Urgestalten, wohl sehr gewaltigen und starken, doch auch scheusäligen Wesen, werden durch einen großen Akt der Civilisation die Erscheinungen und Dinge dieser Welt und Erde von heute, wie wir sie kennen. In den Naturreligionen der primitiven Menschheit wird doch immer nur von einer Natur, von einer physisch-sinnlich anschaulichen Welt gesprochen und auch die Zauberwesen, Dämonen, Gespenster, Geister, Götter sind nicht Gottwesen in unserem Sinn; sehr mächtig, doch nicht allmächtig, nicht vollkommen, sehr wissend, doch nicht allwissend, richtbar, wenn sie sich auch unsichtbar machen können.

Zwischen dieser ältesten und ursprünglichsten Religion der Menschheit, der Naturreligion, und unseren großen Vernunft- und Kulturreligionen, wie sie dann aufkamen und bis heute herrschen, klaffen gewiß die tiefsten Unterschiede. Aber gemeinsam haben sie mit jener, daß auch sie auf eine Welt des „Es war einmal" als

auf eine höchste und vollkommenste hinblicken, und nur noch viel klarer, eindeutiger und entschiedener hat sich hier der Glaube an eine ideale Welt vor und jenseits unseres irdischen Lebens herausgebildet. Ja, dieser vernunftreligiöse Idealglaube führt erst dazu, im schärfsten Gegensatz das Reich der Vollkommenheit und die Erde dieses irdischen Treibens, eine metaphysische Welt und eine physische einander gegenüber zu stellen und damit auch Gott und Mensch vollkommen von einander abzusondern, die Vorstellung von einem allmächtigen, allwissenden, allgütigen, rein geistigen Gottwesen heranzubilden und so ein Weltbild sich zu schaffen, wie es der Mensch ursprünglich im Zeitalter der naturreligiösen Anschauungen unmöglich besitzen konnte.

Bevor diese Welt war, war schon Gott. Gott schuf erst diese Welt. Dieses Gottwesen vor unserer Welt war höchste Reinheit und Vollkommenheit. So erst wird der Idealglaube an einen Vor- und Urzustand der Dinge als einen Seligkeitzustand offenbar; und die älteren kosmogonischen Anschauungen von mischformigen Ur- und Chaoswesen, von der Entstehung der Welt aus Schlangen, Drachen, Riesen, verschwinden immer mehr. In dem Vernunft- und Kulturglauben der Menschheit tritt an die Stelle dieses Chaos ganz allgemein das Reich des Absoluten, des Dinges an sich, der reinen Platonischen Idee, des Urbildes, der Urbilder, der Einheit in der Mannichfaltigkeit, — eine metaphysische Welt. Dieser metaphysischen Welt, dieser Gottwelt höchsten Daseinszustandes steht die physische Welt unserer Menschlichkeiten als eine durchaus niedere, schlechte, böse Welt gegenüber; und ganz allgemein wird in unseren vernunftreligiösen Lehren die Sünde des irdischen Seins eben allein darin erblickt, daß es ganz anders ist als das Absolute, und der Sündenfall aller Kreatur besteht in einem Abfall von Gott, von der reinen Idee. In Hinblick auf diese physische Welt konnten die metaphysischen Vernunftreligionen und -philosophien immer nur einen höchsten Pessimismus zum Ausdruck bringen. Die Erlösung vom Leiden und Uebel kann uns allein zu Theil werden, indem wir all unser Sinnen und Trachten richten auf die Erkenntniß der anderen, der metaphysischen Welt und nach Ueberwindung dieser schlechten irdischen Welt wieder eingehen in ihr Gottesreich des Absoluten und Dinges an sich, der reinen Ideen.

Diese Vernunftweltanschauung ist von Haus aus und ihrem innersten Wesen nach auch eine Kausalitätweltanschauung, denn hier kann natürlich Alles nur darauf ankommen, den einen einzigen Grund kennen zu lernen, das Ding an sich, die „Einheit in der Mannichfaltigkeit“, woraus nach ihrer Annahme Alles her-

vorging. Und unser kausales Denken ist für sie wiederum der Beweis für die Existenz eines solchen Absoluten. In einem Erkennen und Wissen, zuletzt auf diese Erkenntniß des Absoluten gerichtet, besteht die höchste Funktion des menschlichen Geistes. Und das Wahrheitideal ist eigentlich das Verlangen und die Sehnsucht, eine Idealwelt zu schauen und zu begreifen, einen besseren und vollkommeneren Zustand der Dinge, wie er einmal nach dem Glauben war, — ein Reich jenseits von unserer ganzen Sinnenwirklichkeitwelt.

Ein paar Jahrtausende lang hat diese Vernunft-Ideallehre für die Menschheit auch völlig ausgereicht; und kraft eines absoluten reinen Denkens, kraft eines tertullianischen credo quia absurdum gaben Religionen und Philosophien auch die reichste Auskunft über ihre metaphysische Gottes- und Nirwanawelt und wußten jedenfalls in ihr noch viel besser Bescheid als in der Naturwelt, die als das unmittelbar Wirkliche, Gegenwärtige den Menschen umgab. Zweifellos zählt sie auch jetzt noch die weitaus zahlreichsten Bekenner und Gläubiger; doch erwachte auch mehr und mehr ein anderer Geist, der sich unseren Religionen und ihrem Gottglauben entfremdete und auch die alte Herrschaft der Vernunft- und Begriffsphilosophie nicht mehr anerkannte. Die Vernunft hatte das Messer gegen sich selber gezückt und ihre Ohnmacht eingestanden, jemals das von ihr aufgestellte Erkenntnißziel erreichen zu können, und der Vernunftmensch muß darauf verzichten, und zu sagen, was eigentlich Das ist, von dem er stets redete und redete: das Ding an sich, das Absolute, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, der eine Grund, die einzige Ursache alles Dessen, was ist. Die Wege Gottes blieben für den Menschen nun einmal dunkel.

*

Dieses tiefe Mißtrauen gegen die Ideale der alten Religionen und metaphysischen Philosophien führte erst im neunzehnten Jahrhundert zu einer wirklich großen und entscheidenden Krisis: zu einem neuen Idealglauben, der sich scharf, klar, entschieden erst jetzt herauszugestalten vermochte. Zu dem Entwickelungideal der Neuzeit, zu unserer evolutionistischen Naturphilosophie. Wie zwischen den naturreligiösen Anschauungen der primitiven Menschheit und den metaphysischen Vernunftlehren der darauf folgenden Kultur Jahrtausende voll tiefster Klüfte liegen, so darf man mit gutem Recht den homo naturalis, das Naturkind, den Menschen vorrationaler, vorwissenschaftlicher Zeitalter, und den homo rationalis, den Kulturmenschen der paar Jahrtausende unserer Vernunftbildung, psychologisch als die zwei Menschheitstypen von größter

Verschiedenheit bezeichnen. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die kosmogonische und sonst grundlegende Weltanschauung unserer modernen Naturwissenschaft viel näher steht, viel mehr Gemeinsames und Verwandtes mit denen des homo naturalis, der primitiven Menschheit, besitzt als gerade mit den religiösen und begriffsphilosophischen Lehren des homo rationalis von der Erschaffung der Welt aus dem Nichts, durch ein metaphysisches Gottwesen, aus den reinen Ideen heraus, aus der Abstraktion. Und wenn Schopenhauer über Hegels köstliche Dialektik, wie aus dem Nichtsein Sein wird, nur schallend auflachen kann, so kann ein naturwissenschaftlicher Geist von heute auch über Schopenhauer nur lachen, nur lachen über einen homo rationalis, der sich Jahrtausende lang immer nur mit der Danaiden- und Sisyphusarbeit abquälte, kraft reinen Denkens und des reinen Wortes aus reinen Ideen eine Naturwelt hervorzuzaubern. Wieder löst sich die ganze große Idealwelt der Vernunft, der erhabenste und höchste Glaube der Jahrtausende, von dem göttlichen metaphysischen Reich, Reich des Absoluten und Dinges an sich, der Ideen und Entelechien ins völlige Nichts auf; und es war nur eine Fiktion, eine Phantasiedichtung und Einbildung. Doch Alles, was uns das gute Kind der Vernunft von ihm kraft reinen Denkens zu erzählen wußte, hat genau so viel und so wenig Werth wie Das, was vor ihm der homo naturalis von seinen Tiamatdrachen und Vrtra-Schlangen sich erzählte, und die Vernunft, für die Alles nur aufs Erklären, Erkennen ankam, scheiterte gerade an diesem ihrem eigenen höchsten Ideal, erklären und erkennen zu können.

Wie das Naturkind, das vom Absoluten noch nichts wußte, so steht auch das Kind unserer Zeit, das von der Metaphysik nichts mehr wissen will, wieder nur einer reinen Naturwelt gegenüber. Sein Entwickelungideal hat es allein mit dieser uns unmittelbar gegebenen sinnlich-anschaulichen Wirklichkeitwelt zu thun; und der große Weltprozeß besteht in der Evolution immer höherer, besserer und vollkommenerer Formen aus unvollkommenen, niederen und schlechteren. „Am Anfang der Dinge" steht hier nicht mehr Gott, das Ding an sich, die Idee, ein Wesen und Zustand der höchsten Vollkommenheit, sondern der schlechtere, einfachere und ärmlichere Urzustand des Seins entfaltet sich immer reiner und höher. Und zweifellos liegt hier zunächst einmal eine gründliche Umkehrung vor; und das Ideal, das bis dahin stets ein Warheit- und Vergangenheitideal war, auf eine Welt ursprünglicher Existenz als die höchste hinwies und die Rück- und Heimkehr zu ihr als Erlösung pries, eine epigenetische Weltauffassung, wird zu einem Wer-

de-Ideal, das in die Zukunft zeigt, zu einer evolutionistischen Lehre von der Welt. Doch die vollkommenste und beste Zukunftwelt, die einmal sein wird, ist keine Jenseitswelt von metaphysischer Art und Beschaffenheit, sondern eine Diesseits-, eine Naturwelt materieller Formen, sinnlich greifbarer Erscheinungen. Und Alles, was die Religionen uns von einem allmächtigen und allwissenden Gott aussagten, kann zuletzt dem Menschen sehr wohl zu Theil werden: er selber wird einmal so ein allmächtiger und allwissender Herrgott und Naturbeherrscher sein, wenn er nur erst einmal die mathematische Weltformel herausgerechnet und das Weltgesetz entdeckt hat.

Nur in diesen zwei großen Formen steht der menschheitliche Idealglaube vor uns, entweder hinweisend auf „Es war einmal“ oder mit dem Blick gerichtet auf ein „Es wird einmal sein“. Entweder eine Epigenesis oder eine Evolution. Aber wie die alten metaphysischen Lehren immer daran scheiterten und uns nur nicht die causa aller causae begreiflich machen konnten, wozu denn überhaupt eigentlich diese ganze Natur- und Menschenwelt geschaffen wurde, warum das absolut Vollkommene am Anfang der Dinge so herzlich dumm war, so entsetzlich unvollkommen zu werden, wie und warum das absolut Gute recht Schlechtes und Böses erzeugte, so steckt doch auch unsere moderne evolutionistische Ideallehre genau fest in dem selben Dilemma und sie kann nur gerade Das nicht nachweisen, worauf für sie Alles ankommt: eben die Evolution in der Natur, die Entwickelung aus schlechten und niedrigeren zu höheren und vollkommeneren Formen. Und wenn schon Spencer als der erste große Entwickelungphilosoph gerade in diesem Punkte sein Non liquet bekennen mußte, so hat seitdem die Naturwissenschaft selbst in die Feuerweine erster Begeisterungen immer mehr Wasser gegossen, und so jung dieses Ideal auch ist, so welk sieht es auch schon wieder an vielen Stellen aus. Und der Metschnikow-Geist blickt melancholisch auf eine an der Nadel aufgespießte Schlupfwespe und deduzirt uns, daß Diese viel besser und vollkommener organisirt wurde als der menschliche corpus. Von dem Menschen, der Geist ist, aber haben die Weisen uns immer wieder versichert, daß es keine schlimmere Bestie auf der Erde giebt als die bestia humana. Und wie am Anfang des Ideales „Es war einmal“ ein Nichts gähnt, aus dem Alles hervorgegangen sein soll, so öffnet sich am Ende des Ideals „Es wird einmal sein“ hinter allen Evolutionen auch wieder das Nichts, in dem Alles untergeht.

Das evolutionistische Ideal unserer heutigen Naturphilosophie wird durch die Natur selber nur gar nicht bestätigt. Zwischen der Wirklichkeit des Naturgeschehens und der Idee, dem Ideal,

dem kausalen und teleologischen Gedanken, den der Mensch stets in den Weltprozeß hineintrug, ließ sich nur niemals die Uebereinstimmung herstellen. Und der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit war von je her das Kreuz und Leid von Religion, Philosophie und Wissenschaft. Nicht so verhängnißvoll für die alte metaphysische Weltanschauung und Ideallehre, die überhaupt auf die Natur als das Grundböse blickte und ihrer Wirklichkeit die Idee als Welt Gottes gegenüber stellte, auf solchem Gegensatz sich aufbaute, — ganz und gar verhängnißvoll aber für unseren modern-naturphilosophischen evolutionistischen Idealglauben, der innerhalb dieser Natur- und Wirklichkeitwelt bleiben will.

Doch eben diese Natur, die sich durchaus dagegen wehrt und ganz und gar nichts mit den beiden großen Ideallehren unserer Denker und Weisen zu thun haben will, die uns weder das Ideal „Es war einmal“ bestätigt noch auch das Ideal „Es wird einmal sein“ befolgen will: sollen wir uns vielleicht dieser Natur nicht gerade freuen, sollen wir nicht zu ihr unsere Zuflucht nehmen und von ihr zu lernen suchen, damit wir uns befreien von höchst schlechten, gefährlichen, traurigen Ideallehren, von kausalen und teleologischen Lehren eines homo rationalis, die, recht besehen, gerade als Ideale etwas besonders Erfreuliches und Verlockendes nicht an sich haben? Denn uns Menschen von heute, uns augenblicklich Lebende kann doch weder das War- noch das Werde-Ideal, weder die Vertröstung auf allerfernste Zukunft noch der Hinblick auf platonische Seligkeitreiche vor allen Dingen, so besonders beglücken und befriedigen. Und die alte Metaphysik, für die wir nun einmal Alle höchst mißrathene, elende, sündige Kreaturen sind, wie auch der Glaube an die Evolution, für den wir doch nur einen Dünger vorstellen, aus dem nach abermals hunderttausend Jahren erst der Uebermensch mit der mathematischen Weltformel hervorwachsen wird, können uns Menschen von heute so sehr nicht erheben und uns mit Staunen, Ehrfurcht und Begeisterung für eine Weisheit erfüllen, die Das gerade so eingerichtet hat. Wir vermögen darin nicht die ideale und absolute Weltweisheit zu erblicken. Sondern viel wichtiger und nützlicher wäre es wohl für uns, wenn wir endlich einmal das äußerste Mißtrauen den Propheten und Heilanden, den Idealpredigern entgegenbrächten, die uns, wenn wir die Hände nach einem nährenden Lebensbrot ausstreckten, stets ihren lapis philosophorum, ihren Stein der Weisen in die Hand steckten, mit dem dazumal Alles sich in Gold verwandeln ließ, in Zukunft einmal Alles in Gold sich wandeln läßt, der nur heute keine Zauber- und Wunderkräfte besitzt, augenblicklich leider alle eingebüßt

hat. Eine vertrocknete Brotkruste ist werthvoller als dieser ideale Stein. In uns Allen lebt zuletzt doch ein sehr natürlicher, doch darum gerade bestberathener Mensch, dem wie Kleists Prinzen von Homburg alle diese Phantasien von Vergangenheit- und Zukunftidealen nur einen Stoßseufzer über eine so göttlich-weise eingerichtete Welt entlocken können:

„Zwar eine Sonne, sagt man, scheint dort auch
Und über buntre Felder noch als hier:
Ich glaubs! Nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll."

Diese Natur- und Wirklichkeitwelt bestätigt nicht die kausalen und teleologischen Ideen, die nach allen Aussagen unserer Vernunft und Wissenschaft, unserer Religionen und Philosophien angeblich in ihr zur Gestaltung kommen sollen. Sondern sie zeugt wider diese Ideen und Ideale. Wenn aber das Weltbild, das wir Menschen uns in der Idee von ihr gebildet haben, und die Natur und Wirklichkeit, wie wir sie sinnlich erleben und erfühlen, sich nicht in Uebereinstimmung bringen lassen, so tragen wir offenbar lauter irrige Weltbilder im Kopf; und wir stehen der Natur gegenüber, befangen in falschen Fiktionen und Einbildungen von ihr. Und Alles kommt darauf an, eine solche irrführende Vernunftweltanschauung zuerst einmal in eine richtige Naturweltanschauung umzuwandeln und sich die Frage vorzulegen, ob es in dieser Natur nicht doch noch immer besser und gescheiter zugeht als in allen unseren menschlichen Hypothesen und Theorien, deren Welt moralischer Ordnungen, von göttlicher Weisheit erschaffene Welt so Ideales und Weises durchaus nicht an sich hat.

*

Worauf war denn immer in all diesen Jahrtausenden die große Arbeit unserer menschlichen Vernunft und Wissenschaft gerichtet? Sie wollte in der That nichts mehr und nichts weniger sein und geben als eine „vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen". Darin hat Schopenhauer durchaus Recht. Wir waren nicht dabei, als Gott die Welt erschuf, wir erlebten auch nicht die paradiesischen Zeiten der Väter und Ahnen, wie wir die Welt unseres Heute erleben; noch auch leben wir schon in der Welt des allmächtigen und allwissenden Uebermenschen, der die mathematische Weltformel gefunden hat. Eigentlich können wir nicht gut wissen, wie es damals aussah und wie es später einmal aussehen wird; woher soll uns ein solches Wissen kommen? Dennoch war zweifellos die Menschheit stets sehr neu-

gierig und ihre Arbeit stets darauf gerichtet, uns wie in einem Kinematographen-Theater den ganzen Weltprozeß noch einmal vorzuführen und zu wiederholen, an dem Schöpfungakt wie als Zuschauer uns theilnehmen zu lassen und zugleich auch zu recht allwissenden Geschöpfen zu machen, die durchaus im Reinen und Klaren darüber sind, die prophezeien können, wie die Welt nach Millionen Jahren aussehen und auch einmal wieder zu Grunde gehen wird. Diese Menschheit war stets davon überzeugt und ists noch heute, daß in dem Vernunftspiegel, in dem Spiegel abstrakter Begriffe, in dem sie die Welt aufzufangen suchte, diese sich höchst wahrheitgetreu und wahrhaft licht und vollkommen abkonterfeit. Nur leider auch immer mit dem höchsten Unbehagen, mit peinlich skeptischen und kritischen Gefühlen, daß die in dem Ideenspiegel reflektirte Welt doch wieder so völlig anders aussieht als die Natur- und Wirklichkeitwelt. Und die Welt in abstrakten Begriffen und diese andere in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen sahen ganz und gar nicht identisch aus, sondern die absolute und Ding-an-sich-Welt, die metaphysisch-begriffliche Ideen- und Reflexionenwelt des menschlichen Vernunftspiegels und die reale Naturwelt vertrugen sich so wenig mit einander, daß der metaphysische homo rationalis von dieser realen Welt zuletzt immer nur als Schein und Rauch und Illusion sprechen konnte, und umgekehrt: für den homo naturalis war die Spiegelwelt in abstrakten Begriffen Illusion, Rauch, Schall, Nichts.

Wir stehen wieder an einem Punkt, wo sich die Geister scheiden und entscheiden müssen. Völlig unüberbrückbare Gegensätze bestehen zwischen Schopenhauers Spiegelwelt in abstrakten Begriffen, der Welt einer Vernunfterkenntniß, und einer Natur- und Wirklichkeitwelt in sinnlich-anschaulichen Dingen und Formen, die wir unmittelbar erleben. Wir sollen diese Gegensätze nur nicht versöhnen, vertuschen und verwischen, sondern ihre völlige Unverträglichkeit mit einander so scharf und klar wie nur eben möglich uns zum Bewußtsein erwecken. Wir Menschen sind offenbar kein Brahma, der die Welt schuf, indem er dachte. Wir können noch so angestrengt und inbrünstig begrifflich denken: dadurch entsteht nicht das kleinste Staubkorn und wir erzeugen damit noch nicht einen Grashalm. Diese Welt abstrakter Begriffe spiegelt nicht nur nicht die Naturwelt in getreuem Konterfei wieder, sondern ist der Schleier und die Nebelwand, die wir Menschen kraft unserer Vernunft und unseres Denkens künstlich zwischen uns und die Natur geschoben haben, daß wir gleichwie mit einer Binde vor den Augen an Dieser vorüber gehen und sie nun nicht mehr sehen, wie sie ist.

Das Eine ist jedenfalls sicher, daß die sieben Welträthsel Du-bois-Reymonds und all die völlig unlösbaren Probleme, an denen sich unsere Vernunft zu allen Zeiten den Kopf zerbrach, keineswegs aus der Natur und Wirklichkeit selber sich ergeben, sondern allein in jenem reflektirenden Spiegel, in der Welt abstrakter Begriffe sind sie immer nur aufgestiegen und konnten sie auch nur aufsteigen. Und diese Welträthselfragen würden sofort jeden Werth verlieren, es hätte gar keinen Sinn und Zweck mehr, mit ihnen sich ernsthaft zu beschäftigen, und es kann dabei gar nichts herauskommen, eben so wenig wie bei alten Mönchsfragen, wie viele Engel wohl auf einer Nadelspitze Platz haben: wenn man eben einfach den Spiegel abstrakter Begriffe überhaupt zertrümmerte, in dem sich angeblich der ganze Weltprozeß, wie er verlief und verlaufen wird, getreulich wiederholen soll; wenn man endlich einsehen wollte, daß dieser Spiegel ein solcher Zauberspiegel gar nicht ist.

*

Der alte, sehr gescheite Paradiesesmythus spricht von einer Verwechselung, die alles Leid und Uebel in der Welt mit sich brachte und die Menschen zu sehr unglücklichen Geschöpfen werden ließ. Der Mensch verwechselte die Frucht vom Erkenntnißbaum mit der Frucht vom Lebensbaum, er glaubte, das Wissen aus den Quellen der Vernunft schöpfen zu können, statt aus den Quellen der Natur. Und seit Jahrtausenden bis heute starrt dieser, durch eine Schlange, die logische Taschenspielerin Vernunft, irregeführte und verblendete Mensch mit dem Schopenhauerglauben hinein in den Vernunftspiegel der abstrakten Begriffe, statt in das wirkliche Leben, und die Bilder, die da allein in seinem Reflexionenglas aufstiegen, hielt er für die Urbilder, die deutenden und weisenden, erklärenden Bilder des Weltgeschehens. Aber er unterlag einer Täuschung, einer Verwechselung. Der Spiegel sprachlicher Einheiten und die Wirklichkeitwelt natürlicher Vielheiten wurden mit einander identifizirt und aus der Naturreligion der primitiven Menschheit wurden so die großen Logosreligionen und -philosophien unserer Kultur, für welche im Anfang das „Wort" ist. Denn die Lehre vom Absoluten beruht eben allein darin, daß die sprachliche Einheit der wahrhaft tiefe und eigentliche Grund, die Ursache der natürlichen Vielheiten sein soll. Der Begriff, die sprachliche Einheitform, wäre danach das Wesen der Dinge, aus dem Begriff ging die Welt mannichfacher Naturformen hervor. Aus dieser sprachlichen Einheit schloß man auf eine Einheit auch in den Naturdingen; und sie wurde zum Ziel alles Forschens und Denkens der Menschheit, die große

occulta res, der Gott, der ausgegraben werden sollte als der letzte Grund und die Ursache alles Geschehens. Und die Welteinheitlehre, die Welteinheitanschauung der Vernunft und des homo rationalis wies uns mit entzücktem Mund stets auf „die Einheit", die „unio mystica" hin als Das, was uns erlösen und retten soll aus der schlechten Mannichfaltigkeit. Zertümmert man den Vernunftspiegel, stellt man sich auf den Standpunkt, daß die ganze Welteinheitlehre der letzten Jahrtausende einfach von einer falschen Voraussetzung ausging, so erfährt damit unser ganzes Weltbild allerdings wieder eine Umkehrung und Umgestaltung, eine viel eingreifendere Umkehrung noch als einmal durch Copernikus, da die Erde um die Sonne sich zu drehen anfing, während bis dahin immer die Sonne sich um die Erde gedreht hatte.

Doch der Mensch, der nicht mehr in den Vernunftspiegel hineinstarrt, sondern in die wirkliche Welt hinaus, den Baum der Vernunft nicht mehr mit dem der Natur verwechselt, kommt dann vielleicht auch dahinter, daß die Erde der natürlich-vielen und verschiedenen sinnlich-anschaulichen Formen zuletzt doch eine viel schönere und bessere noch ist als die des abstrakten und metaphysischen Vernunfteinheitreiches, aus dem immer nur höchst traurige pessimistische und nirwanistische Ideallehren aufsteigen konnten. Unsere naturwissenschaftlichen, biologischen Lehren, die alle bis auf den heutigen Tag entweder der epigenetischen oder der evolutionistischen Schule angehören, scheitern an der Natur. Diese moderne Naturwissenschaft und Naturphilosophie, die nach ihrem eigenen Glauben vom Absoluten, von der Metaphysik, von der Begriffsphilosophie sich endgiltig frei gemacht, hat doch in Wahrheit die Nabelschnur ganz und gar nicht zerrissen, sondern: durch und durch von lauter absolutistischen und metaphysischen Ideen noch immer durchtränkt, spricht auch sie zu uns, mit Haeckels wie mit Ostwalds Mund, unaufhörlich nicht von der wirklichen Natur unserer Sinne und Erlebnisse, sondern von der abstrakten Natur des Vernunftspiegels. Aber die Natur um uns ist besser, als die ganze menschliche Vernunft jemals gewesen ist. Und sie, die eine Schlupfwespe eben so vollkommen und in einigen Hinsichten noch viel vollkommener zu organisiren weiß als den Menschen, nicht früher einmal nur oder später einmal, sondern überall und in jedem Augenblick allerbeste Gebilde erzeugt, lockt und führt uns höher empor als die Natur, die der Mensch stets in seinem Vernunftspiegel erblickte und in der eine reale Gegenwartwelt immer wieder auf den Altären idealer Vergangenheit- und Zukunftwelten abgeschlachtet wurde.

Zehlendorf. Julius Hart.

Ostasiatische Kunst.*)

Immer wieder verlebe ich in der Ausstellung ostasiatischer Kunst beglückte Stunden. Berlin versinkt, ich sehe den Goldlackschein, den sanften Glasurenglanz auf dem Hintergrund der altvornehmen Heimath.

Mir ist, als müßten die nachgedunkelten buddhistischen Kakemono noch heute nach Weihrauch duften. Vor ihnen auf schweren, geschnitzten Tischen stehen Bronzegefäße mit Blüthenzweigen, Tellerchen mit sorgsam aufgestapeltem Opferkuchen und Früchten, vielleicht gar eins der uralten chinesischen Sakralgefäße aus Bronze, gewaltig ernst im Umriß, unsäglich reizvoll in ihrem Patinaspiel. Mattbläulich qualmt Weihrauchdunst aus den bronzenen Reihern; der murmelnde Priester in seinen blaßfarbigen oder schwarzen Gazegewändern verneigt sich, bewegt die Glocke. Aus den Schiebethüren dringt das einzigschöne, milchige Licht der Reispapierscheiben, in der Dämmerung und Dunkelheit leuchtet das Gold der starr dasitzenden Gottheiten, der Wandschirme, der fein ciselirten Beschläge, der baldachinförmigen Behänge. In den Tempeln der strengeren Sekten hat das Balkenwerk seine vom Alter gedunkelten Holztöne bewahrt. Prunkvollere Tempel erstrahlen im mannichfachsten Roth, von der Orrangemennigglutb bis zum Purpur, vom verblichenen Erdbeerroth bis zur Ochsenbluttiefe. Ein anderes Mal ist das Innere im nachtschwarzen, glänzenden Lack gehalten; da spiegelt sich Alles wie in einem abgrundtiefen See, hat ein mystisches Pathos. Solche Kultbilder der frühmittelalterlichen Kamakura-Periode sind hier zu sehen. Eine düstere Farbenpracht ist ihnen eigen, ein hierarchisch-leidenschaftlicher Ernst. Sie haben Stimmungsfaszination. Noch lieber ist mir jedoch ein schlichtes chinesisches Original des dreizehnten Jahrhunderts. Der Shakya Muni steigt von den Bergen nieder; er ist noch benommen von der Seligkeit der Erlösung; still und entrückt wandelt er vorbei.

Im selben Nischensaal stehen auch einige vorzügliche Götterstatuen der selben Zeit. Der Jiso, dieser sanfte Freund und Beschützer der Kinder, und Jakushi, eine mit besonderer Heilkraft begnadete Verkörperung des Buddha. In solcher Plastik erreichen die Japaner fast die viel älteren Vorbilder aus Indien, deren Intensität, deren grandiose Linienharmonie. In den Tempelraum ge-

*) Die Ostasiatische Ausstellung im berliner Akademiegebäude ist, früher, als die Meisten erwartet hatten, geschlossen worden. Für einen Rundblick auf das dem Europäerauge Neue, was sie bot, ists aber noch heute nicht zu spät.

hörten die Bildnißstatuen namhafter Toten, die Europa noch wenig kennt, die man auch drüben nicht allzu oft zu sehen bekommt. Deutschland besitzt eine solche Statue; und der Dargestellte ist ein überaus sympathischer Typus des Landes. Katagiri Katsumuto war Anführer unter Hideyoshi, dem genialsten und gewaltigsten Herrscher Japans. In einer Entscheidungschlacht ließ Hideyoshi sieben seiner mannhaftesten Hauptleute vorgehen. Noch heute weiß jedes Kind ihre Namen, weiß, wie sie fochten; dieser sanft dort knieende Katagiri Katsumuto war einer von ihnen. Später wurde er vertrauter Minister, war hochgebildet, beherrschte die letzten Verfeinerungen der Theeceremonie. In der korrekt höflichen Haltung kniet er auf seinen Fersen, in der Hoftracht, das Schwert an der Seite, den Fächer in der Hand.

Wir werden wahrscheinlich keine bessere Plastik in unseren Sammlungen sehen; vielleicht aber bedeutendere Farbenportraits. Nur von fern geben die hier hängenden eine Andeutung der Meisterwerke, ihrer Linienwucht, ihrer Farbenklänge. Auch nur Andeutungen der großen Monumentalgemälde sind hier zu finden, aber an die reizvollen Makimono-Bildrollen der Ashikaga-Zeit (etwa des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts) erinnert ein Werk: die Abreise der einem fremden Khan zugedachten chinesischen Prinzessin wird dargestellt. Interessant ist die Gruppenvertheilung, fein kommt die innerliche Antheilnahme dieser Menschen zum Ausdruck und die Farben sind entzückend. Anmuthig, klein, aber nicht kleinlich sind einige nur spannenweite chinesische Landschaftgedichte des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. In einem fährt der Sturmwind in die Bäume; vor ihm her fliehen kläglich stöhnende Büffel. Es ist die Tragik der Natur, ihr geheimnißvolles Walten. In einem anderen kniet ein Mann, hingesunken vor dem Anblick der Bergufer, des niederrauschenden Wassers. Vor sieben Jahrhunderten brachte ein Chinese mit innigster Empfindung, mit meisterhaftem Können das Motiv der „Schönheit" genannten Radirung Klingers. Gewiß ist uns Klinger verständlicher, ist der Genuß müheloser; doch darum bedeutet uns dieses Blatt keinen minderwerthigen Besitz. Es lohnt sich, an den Schranken zu rütteln; sie weichen: und die neue tiefe Welt thut sich auf. Ein Kronjuwel unserer Sammlung sind die Blätter, die der große Koëtsu etwa um 1600 malte. Heute ist man geneigt, nur das „Trecento" ostasiatischer Kunst zu schätzen; und dieser Meister gehört zur Hochrenaissance. Das Frühjapanische steht jedoch so ausschließlich im Bann der großen Chinesen, daß eigentlich nur in der etwa von 1600 bis 1700 dauernden späten Blüthe das National-Japanische

zum Ausdruck kommt. Diese wunderbaren Blätter gehen meines Wissens nicht auf China zurück (und von ganz wenigen der hier an Zahl weitaus vorherrschenden japanischen Kunstwerke läßt sich Dies sagen). Der Meister hat berühmte klassische Lieder auf einen den Ton und die Stimmung der Worte andeutenden Hintergrund niedergeschrieben. Da verschmelzen sich zarte Farbenharmonien, schlicht und sicher verstreute Blumen und Blätter mit der vorbildlich vollendeten Schrift. Die einunddreißig Silben des klassischen Tanka-Liedes werden auf einigen Blättern nur mit den chinesischen Zeichengruppen wiedergegeben, wirken monumental und wuchtig, aber meist benutzt er auch noch die zierlich flatternde Hiragana-Kursivschrift. Sie bildet einen Uebergang, belebt diskret eine Fläche des Raumes. Es sind sechsunddreißig Blätter (nur acht werden dem Publikum gezeigt); jedes hat seine eigene Stimmung, seine eigene Poesie, mag sie auch nicht Allen erkennbar sein.

Faßbarer ist die grandiose Virtuosität der hingefäbelten Zeichnungen in Tusche. So Seßhus „Krähender Hahn", der „lesende Zen-Priester" nach Mu Hsi, der „Dharma" von Soami. Immerhin merken nicht viele europäische Betrachter, daß diese Flottheit nicht skizzenhaft ist. Dem Orientalen bedeuten sie das „letzte Wort" künstlerischer Vollendung. Im siebenzehnten Jahrhundert sagte ein Japaner in einer Abhandlung über Malerei: „Zu viele und zu ausführliche Einzelheiten wirken gewöhnlich. Das ist der Fehler ausländischer Bilder. Sie verbohren sich in die Realität, schalten nicht genügend aus."

Man gebe sich dann auch die Mühe und betrachte aufmerksam ein Vorbild der üblichen „niedlichen" japanischen Vogel- und Blumenmotive. Im dreizehnten Jahrhundert hatte der Chinese Han Je cho diese Reisähren und Spatzen erschaffen. Anscheinend ein Nichts, ein geringfügiges Blättchen, doch ernst zu nehmen, doch das Ergebniß uralter Stilverfeinerung, genauster Beobachtung der Natur. Aehnliche Motive werden in jeder Technik benutzt, auch in der sprödesten, im gehämmerten Eisen. Da liegen in langen Reihen die Stichblätter aus, bergen eine Welt der Erfindung, des Geschmacks, des Könnens, gehören zum Ehrfurcht gebietendsten Schmuck des vornehmen Hauses, zum Schwert. Der dieses schmiedete, übte seinen heilig erachteten Beruf im Priestergewand, unterwarf sich einer Shinto-Reinigung, während die Klinge geschmiedet wurde; Frau und Kinder durften sich ihm nicht nahen und seine Speisen bereitete man auf heiligem Feuer. Als seltene Auszeichnung werden einem Gast die oft uralten Familienschwerter gezeigt. In einer bestimmten Lage wird eins hingereicht, der

Gast berührt es mit einem seidenen Tuch, zieht die Klinge unter Ausdrücken der Bewunderung Zoll vor Zoll aus der Scheide, immer unter bestimmten Förmlichkeiten, mit entschuldigenden Worten.

War die Klinge das höchste Symbol der Ehre, so zeigte das Stichblatt den individuellsten Schmuck. In verwirrender Menge werden uns die verschiedenen Schulen verschiedener Zeiten vorgeführt. Die erlesensten sind die der heroischen Kamakura-Zeit. Wie das Eisen geschnitten, geschmiedet wurde, wie innerhalb des Kreises streng großartige Gebilde entstanden, gehört zur werthvollen Kunst. Besonders liebe ich die herbe Stilisirung einiger Kraniche oder Pfauen, einiger gebogenen Gräser. Unter den späteren Stichblättern giebt es koloristische Wunderwerke verfeinertster Legirung, Verschmelzung von Messing mit Kupfer, mit braunrothem Eisen. Hier schimmert ein grüner, hier ein unsäglich zartgrauer, bleisilberner Ton. Als Abschluß kommt die Kleinkunst der Goto-Meister; hier haben wir das in Europa bekannte und geschätzte Japan: Zierlichkeiten in blankem Gold auf Schwarz. Wenn man sie brachte, weshalb in aristokratischem Stolz die Netzkes verwerfen? Mag es sich meist um eine späte Kleinkunst handeln, einige dieser genialen Thierkompositionen, dieser meisterhaft komponirten Gruppen, dieser großartig vereinfachenden Stilisirung hätten diese Ausstellung nicht geschändet.

Vollständige Schwerter mit all ihrem kunstvollen Zubehör, Zwinge, Kopfstück, Messer werden gezeigt. Auch das kurze, gerade Schwert, mit dem der Selbstmord verübt werden mußte: als feierliche Warnung lag es in der Zimmernische auf dem Schwertergestell. Noch kleiner ist der Dolch, der einer Frau für ihr freiwilliges Ende noch heute zukommt. Die Gräfin Noghi hat einen besessen, hat gewußt, an welcher Stelle ihres Halses sie hineinzustoßen hatte. Eine Samurai-Tochter lernte solchen Brauch; lernte auch ihre Gewänder zuvor fest um die Füße schlingen; sonst könnten im Todeskampf die Glieder eine unschöne Stellung erhalten.

Kaufleute hatten nicht das Recht, Schwerter zu tragen; deshalb legten gerade sie ein besonderes Gewicht auf die in den Gürtel gesteckten Inros, die kleinen Lackbüchsen für Weihrauch und Wohlgerüche. Ein verschwenderischer Luxus wurde und wird noch heute mit ihnen getrieben. Ein Japaner erzählte mir von einem ihm befreundeten reichen Sake-Branntweinbrenner, der sich niemals auf der Straße im selben Kimono zeigt. Die nur einige Male benutzten Kleidungstücke werden an arme Verwandte oder Angestellte verschenkt und immer wählt er aus seinem Vorrath einen kostbaren Inro, der die Stimmung der Jahreszeit widerspiegelt und

einen Netzke (Griff) in der Gestalt des in diese Zeit gehörigen Thieres. (Jede Stunde hat eins, sei es ein Hase, ein Hund, eine Ratte.) Professor Große, der erste lebende Kenner ostasiatischer Kunst, beschrieb mir in Kioto die raffinirten Ansprüche eines reichen und feingebildeten Japaners. Die besten Holzschnitzer, Lackkünstler, Töpfermeister haben keinen Laden, das reisende Hotelpublikum weiß nichts von ihnen. Auch heute noch arbeiten sie nur für die einheimischen Kunden. Die zahlen fünfzig bis hundert Mark für ihr Kohlenbecken; es wirkt unansehnlich, ist aus einer Holzwurzel unter feinfühliger Benutzung der jeweiligen Zufälligkeit geschnitzt. Sechzig Mark wird ihre Alltagstasse kosten (kein europäischer Kaiser und König, kein amerikanischer Multimillionär trinkt seinen Nachmittagsthee aus so theurem Porzellan).

Unverständlich ist den Meisten die Werthschätzung der undekorirten, fast immer mit der Hand geformten, daher plump wirkenden ostasiatischen Töpfereien. Harmlose Europäer sehen in ihnen eine „Bauerntöpferei", der Kundige verfolgt mit Entzücken die organisch wirkende Linie, die vibrirenden Töne, den vergeblich in späteren Jahrhunderten angestrebten Schmelz, in dem die matten Töne verschwinden. Auch diese Kunst kam aus China; sie wurde um 1600 durch koreanische Töpfer vermittelt. Wir besitzen ein erlauchtes Beispiel; es gehörte einem Daimio, wurde in den Listen der klassischen Töpfereien geführt, war unter dem Namen „Kranichhals" bekannt. In dem zur Theeceremonie bestimmten kleinen, einfachen, aber meisterlich gearbeiteten Raum des Daimioschlosses haben sich während vieler Jahrhunderte die Theilnehmer am Theekultus zusammengefunden. Nach den hergebrachten Verbeugungen und Begrüßungen knieten sie auf den Matten, der Hausherr bereitete in erlesenen Gefäßen den Thee und nahm aus dieser Büchse den grünen Staub. Mit den anderen Geräthen wurde es herumgereicht und begeistert, verständnißvoll bewundert. Man muß gesehen haben, mit welcher verehrenden Liebe ausdrucksvolle japanische Männerhände solches Theegefäß halten, betasten. Dieser „Kranichhals" ist ein kleines chinesisches Gefäß; unmerklich sind die Abstufungen vom tiefen Grau zum sattesten Dunkelbraun. Die Töne singen; wie ein Duft, wie ein feuchter Hauch umgiebt es die Glasur. Farbige Brokathüllen, die je nach der Jahreszeit gewechselt wurden, schützten für gewöhnlich das Gefäß; als Außenhülle diente eine glatte Elphenbeinbüchse. Fünftausend Mark hat unser Museum dafür bezahlt; im Vergleich zu einem bescheidenen Automobil eine winzige Summe.

Porzellan ist nicht ausgestellt. Gewiß: den londoner Schätzen,

denen im Louvre hätten wir nichts Gleichwerthiges an die Seite zu stellen vermocht. Porzellan ist fast immer ein Erzeugniß der Verfallszeit, als solches dem großen Publikum lieb und werth, dem Kenner ostasiatischer Kunst fast gleichgiltig geworden. Einige gute Stücke der Kang-Hi-Zeit und ein paar Märchengebilde aus Jade, aus Glasfluß, hätten sehr Viele erfreut und die Ausstellung geschmückt, ohne sie zu entwerthen.

Dagegen ist guter Lack reichlich vertreten. Auch bei diesem, wie bei den Stichblättern, hat die hohe Akademiebehörde aus (wenn ich recht verstand) „ästhetischen" Gründen von der veranschaulichenden historischen Aufstellung Abstand genommen. Wenn man sich recht viel Zeit nimmt, läßt sich immerhin die Entwickelunglinie verfolgen. Da giebt es unter den frühen Sachen Herrlichkeiten in gedämpftem Gold auf warmbraunem Grund. Reizvoll ist es, gerade an diesen Gegenständen der Komposition nachzuspüren, zu beachten, wie der Hauptakkord auf dem Deckel des Schreibkastens angeschlagen wird, die Nebentöne sich im Inneren verlieren; die kontrapunktische Harmonie auf der Vorder- und Rückseite eines Inro. Allerliebst ist die Unbekümmertheit, mit der die Lackkünstler ins volle Leben hineingreifen, jeden Gegenstand, sicher stilisirend, als Motiv verwenden. Sattel und Sporen, einen Vorhang, Reisgarben, Fischerboote, einen Schädel.

Die alten Lackschreibkästen wurden von vornehmen Männern und Frauen benutzt, wenn sie Gedichte aufschrieben. Bei dem Oberhofmeister der jetzt verwitweten Kaiserin zeigte mir seine Tochter ein Lackschränkchen, das etwa ein Dutzend dieser Suzuribako enthielt. Die, sagte sie mir, waren zum Dichterwettstreit bestimmt. Alle Theilnehmer erhielten eins der mit zartgoldenem Rankengespinnst verzierten Kästchen. Wie Kaiser und Kaiserin, dichteten auch die Hofherren und Hofdamen. Auf den Matten sitzend, verrieben sie die Tusche in diesen Lackkästchen, malten dann mit kunstvoller Freiheit die einunddreißig Silben auf das leichtgetönte, goldgesprenkelte, weiche und doch feste Papier. Fast allen Besuchern werden die chinesischen Lacke eine Ueberraschung gewähren. Nur wenige kannten bisher diese farbigen Kästchen, ihre oft symmetrisch flache (an Indien und Persien erinnernde) Komposition, den Zauber ihrer in der Roth- und Braunskala erklingenden Töne.

In ihrer Nähe lächeln fremdartige Masken. Mit unglaublicher Treffsicherheit haben die Künstler typische Ausdrucksformen erfaßt. So die ingrimmige Kraft des Helden Yorimaso, die weinselig-wichtige Duseligkeit eines Kobolds; bluterstarrend furchtbar ist ein bleiches Frauengespenst. Wie Blumen leuchtet der gewirkte

Brokat der No-Gewänder. Ich sehe ein No-Festspielhaus vor mir. Es ist nicht das übliche volksthümliche Theater; es ist das klassische Mysteriendrama, das vor Allem von gebildeten Männern besucht wird. Da hocken sie in ihren graublauen und braunen seidenen Kimonos, in den mattenbelegten Käfterchen, neben ihnen das Kohlenbecken, das Theegeschirr. Viele lesen in ihren mitgebrachten Klassikertexten nach. Auf der in die Mitte hineingebauten Bühne tanzt eine Gestalt. Es ist ein Heldenjüngling in archaisch-prächtiger Tracht. Sein Tanz beschreibt Diagonalen, an den Ecken wendet er sich mit raschen, scharf aufstapfenden Schritten, gleitet dazwischen sanft und gemessen dahin. „Das ist der No-Schritt,“ sagte mir mein japanischer Begleiter; „alle Samurai haben ihn gelernt, auch noch mein Vater. Der Schritt soll wiegend und gleitend sein, wie eine Meereswelle.“ Und der Heldenjüngling tanzt; er trägt die still-lächelnde Jünglingsmaske; und es läßt sich in Worte schwer fassen, wie diese Maske eine weltentlegene verklärte Stimmung hervorzuzaubern vermag. Jetzt erst dämmert mir auf, was einst die griechischen Masken vermochten.

Während dieses No-Spieles fiel mein Blick durch die offenen Schiebefenster auf den Park. Da gingen eben einige Ringkämpfer vorbei. Halbnackte, ungeschlachte Gesellen; neben der etwas verblichenen Adelszeitsymbolik der No-Spiele räkelte sich diese ungebrochene Kraft. Einer der Holzschnitte zeigt so einen aufgeschwemmten Riesen. Er ist wuchtig, finster und hat eine niedrige, zurückweichende Stirn.

Die spätere Kunst der Holzschnitte lenkt den Blick auf sich. Wie sie betrieben wurde, zeigt ein Blatt Kinoyagos; nicht sehr viel anders geht es heute noch zu. Im beliebtesten Tempelbezirk Tokios, dem von Asak'sa, wandert die harmlose, heitere Menge umher, besieht froh die Glyzinien, verrichtet vor einem Lieblingheiligen ihre Andacht, trinkt Thee, kauft Mitbringsel und Andenken, auch Holzschnittblätter. Als ich da war, fanden Bilder des Yoshiwarabrandes den flottesten Absatz; sie waren roh, aber lebendig und ganz unterhaltend, viel besser als unser Neuruppin. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde in Japan der Bedarf an „Neuruppin“ durch die Moronobus, die Harunobus, die Koryusais gedeckt. In den gebildeten Kreisen achtete ihrer Niemand, von Keinem wurden sie gesammelt, ehe in einer auf Erkenntniß der ostasiatischen Kunst beruhenden Ueberschätzung Europa und Amerika sich auf sie stürzte, sie nicht mit Gold, sondern mit Edelsteinen aufwog. In jedem der ihnen eingeräumten Zimmer kann man genußreiche Stunden verleben. Wie anregend ist

es, etwa Hiroshiges „Katze am Fenster, in die Landschaft schauend“ mit dem ähnlich empfundenen niederländischen Stilleben eines beliebigen kleineren Meisters des siebenzehnten Jahrhunderts zu vergleichen: in beiden die behagliche Schilderung, die liebevolle Wiedergabe des alltäglichen Lebens; doch die Komposition dieses Japaners (der auch nicht zu den Großen zählt) ist viel kunstvoller, unvergleichlich mehr hat uns jede Linie zu sagen.

Konnte diese erlesene, mit feinem Geschmack bereitete Ausstellung, die nach dem Urtheil fremdländischer Autoritäten in ihrer Art einzig war, auch nur die Heizungskosten decken? Wollte man nur die Vortrefflichkeit unserer Einkäufe erweisen, dann ist der Zweck erreicht; sollte ein Interesse für das zu bauende Ostasiatische Museum geweckt werden, dann wäre der Wunsch nicht erfüllt worden. So ängstlich eng hat man die Grenzen gezogen, so wenig hat man erklärt und erläutert, daß nur zu viele Menschen, fröstelnd, eine hochmüthige Unnahbarkeit verspürten. „Das Alles ist mir zu fremd“: überall konnte mans hören. Und doch wäre es leicht gewesen, Vielen die Wege in diese beglückende Welt zu bahnen. Marie von Bunsen.



Die Nase des Malers Mielléfin.*)

Ferdinand Mielléfin war einer der Maler, wie es deren so viele giebt, die zum Malen geboren sind, wie ich zum Seiltanzen. Er war groß, mager, hatte ein längliches Gesicht, aber alle seine Züge (Das mußte man zugeben) setzten sich fort, ja, wurden so zu sagen resumirt in einer geraden, hageren, spitzen Nase, die in der Form einer umgekehrten Kirchthurmspitze endete, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Manche erblickten in dieser Nase (und sie täuschten sich kaum) viel

*) Der Verfasser dieser kleinen Geschichte, der Maler Jean-François Raffaëlli, gehörte zu den kühnsten und muthigsten Kämpfern, welche die neue französische Schule vor zwanzig Jahren ins Treffen geschickt hat. Mit diesem Muth paarte sich jedoch so viel künstlerischer Ernst, so viel eiserne Beständigkeit und ein so feines Können, daß die Franzosen ihn auch heute noch unter ihren Besten nennen. Hier nun hat Raffaëlli einmal den Pinsel, der vornehmlich Paris und seine

Verschlagenheit, eine unbezähmbare Neugier, Bosheit und noch mancherlei andere kleine Laster, die für einen guten Portraitisten absolut unnöthig sind.

Aber Mielléfin bot der lieblosen Natur Trotz: er verließ sich auf seine Schlauheit und machte sich dabei nicht im Geringsten klar, daß er unbewußt, rein instinktmäßig, alle jene kleinen Laster auf die Leinwand brachte, woraus denn folgte, daß seine Bilder wahre Mikrobenherde wurden, die alle Krankheiten auf die Dummen, die sie kauften, übertragen mußten. Er hatte den großen Entschluß gefaßt, ein berühmter Mann zu werden, koste es, was es wolle. Und er trat bei dem Maler Prunian ein, der ein Atelier hielt, wo die Schüler Alles lernten, nur nicht die Liebe, die Güte, die Eleganz und die Lebensfreude, Dinge, die sich überhaupt nicht lernen lassen, sondern die Einem in die Wiege gelegt werden (oder nicht).

Mielléfin war nach zwölf Jahren gewissenhafter Arbeit so weit, daß er fehlerlos ein Bild komponiren, Personen korrekt zeichnen und sie im Nothfall inmitten einer anständigen Landschaft auch malen konnte, in der es sogar Etwas wie eine Atmosphäre gab; aber seine Schlauheit blies ihm ins Ohr, daß nur die Portraitmaler Geld verdienen, und da er Geld verdienen wollte, gab er sich ohne Zögern in der Gesellschaft als Portraitmaler aus.

Das erste Portrait, mit dem er es versuchte, war das seiner Tante, die er malte, um in Uebung zu kommen. Sie war eine dicke Dame, die sich durch einen Zufall in diese Familie von Mageren verirrt hatte, und ihre Nase hatte die sanfte Rundung einer Kartoffel. Jeder sagte Das. Daher war man äußerst erstaunt, als sich die Familie Mielléfin eines Sonntags um das fertiggestellte, in einem Louis XVI-Rahmen hängende Bild versammelte und man konstatiren mußte, daß (welche Verblüffung!) der junge Künstler seiner Tante die spitze, an einen umgekehrten Kirchthurm gemahnende Nase gemalt hatte, die in der Familie der Mielléfin so berühmt war. Und einstimmig schrien Alle: „Aber, Unglückseliger, Du hast Deine eigene Nase gemalt! Das ist die Nase der Mielléfins! Aber Du weißt doch, daß Deine Tante (und nie hat man es ihr vorgeworfen) nicht die Familiennase hat?“

Und dennoch kamen jetzt Aufträge. Denn er ging viel aus und verfehlte niemals, zu seiner jeweiligen Nachbarin, sobald die Suppe aufgetragen war, zu sagen: „Gnädige, Sie sind ganz das Genre, das ich liebe. Sie sind mein Schönheitideal; was für ein herrliches Portrait würde Das geben!“ Und oft genug hatte die Phrase die erwartete

---

Faubourgs festgehalten hat, mit der Feder vertauscht; und die Skizze ist sein erster und bisher einziger literarischer Versuch. Die darin enthaltene kleine Tendenz mag als amusanter Beleg gelten für die heute so stark ins Kraut schießenden Theorien der neusten Wissenschaft, der Kunstpsychologie, die gerade unter den Künstlern sonst ihre stärksten Gegner zu suchen hat. Die Uebersetzerin: Hedwig Hirschbach.

Wirkung. Und die Bourgeois kamen zu ihm; aber (verhängnißvolles Pech!) sie ärgerten sich stets, wenn ihnen ein geschickt ausgeführtes Portrait geliefert wurde, auf dem die Nase geradezu herausfordernd aussah und der des Portraitirten gar nicht ähnelte. Und Alles lachte: „Unseliger, Deine eigene Nase giebst Du ja Allen!“ Und Mielléfin war niedergeschmettert und begriff nichts von Alledem.

Aber da das Wort die Runde machte, mußte er bald darauf verzichten, Portraits zu malen; denn der Ruhm, der schnell gekommen, fliegt auch eben so schnell wieder davon.

Und der Künstler, der, koste es, was es wolle, berühmt werden wollte, ging in seinem leeren Atelier auf und ab, auf und ab, mit gesenktem Kopf; und dachte nach und klammerte sich doch noch an eine trügerische Hoffnung. Was thun? Da kam ihm eine Idee, die er für genial hielt. Er wollte die Natur selbst verbessern, und da seine zu lang gerathene Nase ihn verfolgte, ihm die Karriere verdarb, die so sehnlichst erwünschte glänzende Karriere, so würde er sich die Nase abschneiden. Ja, er würde sich die Nase abschneiden!

Aber wie? Man schneidet sich schließlich nicht alle Tage die Nase ab. Und in seiner Naivetät machte ihm sogar der Gedanke Kopfschmerzen, was er mit dem abgeschnittenen Stück beginnen solle, als ob es einen Zweck hätte, so viele Gedanken an eine Sache zu verschwenden, die noch gar nicht gethan ist.

Ohne ein Wort verlauten zu lassen, ganz heimlich, brachte er ein altes Rasirmesser, das er von seinem Großvater noch besaß, zum Messerschmied und vertraute es dem Mann mit dem Schleifstein bis zum anderen Morgen um acht Uhr an; denn er hielt es für besser, die Operation nüchtern vorzunehmen.

Die Nacht wurde für ihn einigermaßen grausig. Momente der Rührung wechselten mit Verzweiflungausbrüchen. Er stand sogar auf, sah in den Spiegel, ob er blaß sei, und setzte im Hemd ein flüchtiges Testament auf, das von seiner Geistesverwirrung Zeugniß ablegte.

Bei Tagesdämmern kleidete er sich an, ging zum Messerschmied, wo er das Rasirmesser fertig fand, und kehrte gemessenen, festen Schrittes zurück.

Er trat in sein Atelier, das ihm ungeheuer groß und leer erschien, wie sein Hirn und wie sein Herz. Dann schritt er in sein Schlafzimmer, wurde für eine Minute gerührt, dachte an seine Mutter, blickte um sich und fühlte sich sehr verlassen... Aber ist man nicht immer verlassen, wenn man etwas Unvorhergesehenes unternimmt?

Und nachdem er das Rasirmesser seines Großvaters mit seiner Faust umfaßt hatte, faßte er auch Muth, warf einen Blick gen Himmel und setzte sich vor einen Toilettenspiegel in einen Sessel, nicht ohne zuvor ein Glas Essigwasser neben sich gestellt zu haben, weil er seine Nasenspitze, die er einer kindischen Laune zu Liebe aufbewahren wollte, dort hinein thun wollte.

Entschlossen ergriff er mit der Rechten das Rasirmesser, nahm

seine Nasenspitze zwischen zwei Finger der Linken, näherte das Messer der Nasenspitze und schnitt mit einem einzigen scharfen Schnitt, ohne Zögern (ging es doch hier um seine Zukunft), die Spitze des unglückseligen Zapfens ab, daraus das Blut wie ein Wasserstrahl spritzte.

Doch hörte die Blutung bald auf. Er legte Kompressen auf und verbarg lange Zeit seine Nase mit Taschentüchern, während er allen Leuten vorredete, er habe sie sich zwischen zwei Thüren abgeklemmt.

Aber was nützen alle Ausreden! Bald machte eine andere Geschichte im Freundeskreise die Runde. Denn man konnte sich darüber nicht täuschen: die Nase Ferdinand Mielléfins wuchs von Neuem! „Wer kann gegen seine eigene Natur?“ hieß es in der lachenden Runde.

Und Ferdinand konnte jeden Morgen und jeden Abend (und oft noch im Lauf des Tages) konstatiren, daß seine Nase, seine unselige Nase, die ihn verfolgte, die ihn als Portraitisten unmöglich machte, von Tag zu Tag mehr einer umgekehrten Kirchthurmspitze glich.

Da faßte er einen energischen Entschluß: er wollte keine Portraits mehr machen. Nein! Keine mehr! Er wollte Historienmaler werden. Und um gleich den Anfang zu machen, malte er Jeanne d'Arc im Kerker, wie sie den Kopf nach oben, den Blick zum Himmel hebt: ein großes Bild für den Salon. Eine mächtige Sache sollte Das werden! Mit Feuereifer stürzte er sich jetzt in die Arbeit. Diesmal war ihm der Ruhm sicher.

Ohne Zögern hatte er sich nach Rouen begeben, um an jedem Stein des Kerkers, den die Heilige bewohnt hatte, eifrig Studien zu treiben, und um bei den Trödlern der Gegend ein Kostüm aus Johannas Zeit zu erhandeln. Aber soeben war das letzte verkauft worden.

Er kehrte nach Paris zurück, malte Tage lang, Monate lang und schickte am zwanzigsten März, ohne irgendeinem Menschen ein Wort gesagt, irgendetwas gezeigt zu haben, sein großes Bild in den Salon: „Jeanne d'Arc in ihrem Kerker“. Und der Salon öffnete seine Pforten wie in jedem Jahr.

Aber ... Mein Gott! Welch Gedräng vor dem Bilde Mielléfins? Welch ein Erfolg! Aber auch welche Scheusäligkeit! Der Unselige hatte der Heiligen die schreckliche, spitze Familiennase gemalt, länger, wirklich länger und spitzer als je, aber diesmal wandte sie ihre Spitze triumphirend gen Himmel. Und Alles rief: „Da ist Jeanne d'Arc, wie sie einen Pfeil in die Nase kriegt!“

Mielléfin war niedergeschmettert. Endlich fühlte er, daß seine Sache verloren war, völlig verloren, und daß er das Opfer eines verfehlten Berufes war!

Ach! Diese verfehlten Berufe!

Vergeblich trachten die Künstler die äußere Welt zu malen. Sie geben immer nur ihre Natur, ihre Seele, ihren Geist und all ihre kleinen Laster wieder. Immer ist es ihre eigene Nasenspitze, die sie malen, ohne es zu ahnen. Jean-François Raffaëlli.

Selbstanzeigen.

Die Revolution in China. Schriften der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Nr. 6. J. Guttentag in Berlin.

Als ich vor dreizehn Jahren bei einem Besuch der Vereinigten Staaten Herrn Wu-Ting-Fang, Chinas Gesandten in Washington, kennen lernte, war ich erstaunt über die umfassende Allgemeinbildung dieses vielgewandten Diplomaten. Er trat auf wie ein Westeuropäer von guter Erziehung und hohem Wissen, ward überall gern gesehen und wirkte durch die Gegensätze, die offenbar in seinem Wesen lagen, ungemein anziehend. Bei näherer Bekanntschaft bekam ich durch ihn zum ersten Mal einen tieferen Einblick in die Anschauungwelt Ostasiens und insbesondere in die ethischen und staatsrechtlichen Grundlagen der chinesischen Universalmonarchie. Der Gesandte, der eigentlich stets voll spöttischer Heiterkeit und Neigung zur Satire war, wurde schnell ernst, wenn die Rede auf die Dynastie in Peking kam, und ich hatte den Eindruck, daß er des Kaisers in einer Art religiöser Ehrfurcht gedachte. Um so größer war meine Verblüffung, als ich ihn zwölf Jahre später als den Politiker wiederfand, der in erster Reihe die Absetzung der Dynastie beschließt und in einem besonderen Manifest vor Europa als Wortführer der neuen chinesischen Republik auftritt. Das war nicht die letzte Ueberraschung, die mir und meinen Freunden durch Wendungen im fernen Osten bereitet wurde, auch solchen, die nach langem Studium von der Psyche des bezopften Volkes Etwas zu wissen glaubten. Die europäische Tagespresse hat während des letzten Jahrzehntes eine Fülle neuer Nachrichten über China verbreitet; mindestens die Hälfte dieser Nachrichten war objektiv unrichtig; aber auch die andere Hälfte war kaum geeignet, bei unserem gebildeten Publikum Aufnahme und Verständniß zu finden. Warum? Weil alle die Wiedergabe der Voraussetzungen vermissen ließen, aus der allein sie interessant oder auch nur begreiflich erschienen wären. Vorkenntnisse hat aber unser Publikum nicht auf diesem Gebiet. Also ging es meist gleichgiltig über diesen Theil der Zeitungen hinweg und nahm nur Notiz davon, wenn es eine Sensation gab. Solcher Mangel an Interesse für das Schicksal von vierhundert Millionen Menschen muß uns schaden. Deshalb habe ich versucht, in lesbarer Darstellung die Dinge zusammenzustellen, die man wissen muß, um die Vorgänge im Osten zu verstehen und sich dafür zu interessiren. Denn das Interesse fehlt eben nur, weil die Kenntniß zu gering ist. Wie sah China vor dem Eintritt in die moderne Reformbewegung aus? Ich versuche, aus kurzem, historischem Rückblick den äußeren und den inneren Aufbau des Chinesenthums zu erklären. Die staatsrechtliche Grundlage des Reiches wird in ihrer ethischen und religiösen Grundform geschildert. Viele Vorurtheile und falsche Meinungen waren zu beseitigen. Dann kommt ein kurzer politischer Exkurs, an dessen Ende Auftreten und Einwirkung der größten Persön-

lichkeit geschildert wird, die China seit hundert Jahren gehabt hat und deren Einfluß noch heute fortwirkt: der Kaiserin-Witwe Tse-Si, der vielgeschmähten und vielverkannten. Sie hat die Reformbewegung begonnen. Fälschlich hat man deren Anfänge als Revolution bezeichnet; es sind nur äußere Begleiterscheinungen einer großartigen Evolution, die mit der Herstellung politischer Ruhe nicht beendet ist, sondern kaum ihr erstes Stadium durchlaufen hat. Dr. Vosberg-Rekow.

Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig.

Eine Probe:

Winterliche Landstraße.

Er: Fürchtest Du Dich nicht, daß der weiße Schnee
Schüttelnd von seinem Gefild auffteh,
Leer wie Kleider an Vogelscheuchen,
Würde bis hoch an die Wolken reichen,
Ein Frost-Samum mit weißem Sand
Käm' auf die Landstraße zugerannt:
Wie wir marschiren in eisiger Nacht,
Hast Du es, Liebste, noch nicht gedacht?

Sie: Schönes Nebelwallen
Will mir nicht mißfallen.
Kann ich sichrer schreiten
Als an Deiner Seiten?

Er: Sieh nur die Sterne, die feurigen Kreise.
Dort den Orion nach Jägerweise
Wild mit geschliffnen Waffen kauern,
Röthlichen Auges uns belauern.
Immer uns folgend, dreht sich kalt
Seitlich schwebende Spukgestalt.
Siehst Du nun weg und fassest Muth,
Dringt er Dir blicklos bis ins Blut.

Sie: Nicht gradaus die Blicke,
O, nach innen schicke!
Trost der edlen Seelen,
Liebe, wird nicht fehlen!

Er: Fürchtest Du nicht — o, die Seele erst recht!
Tückisch ist sie und haltlos schlecht.
Leicht wie die oberste Schneeschicht liegt,
Schaumig-lose im Wind auffliegt,
Hebt sie sich drohend, droht von der Seite
Wie Sternbilder in öder Weite.

Wie nun ins Glatte mein Fuß hinfuhr,
Eis und verglaste Wagenspur,
Wars mir, als ob ich mit jedem Schritte
Blankrothe Sterne hinunterglitte.
Grause Szene und grauses Besinnen,
Innen wird außen, außen wird innen.

Sie: Schönes Nachtgebäude
Giebt dem Herzen Freude
Und der Nacht entgegen
Strahlt des Herzens Segen.
Fühle nur den Frieden,
Luftig, staubgemieden,
Laß ihn mit Behagen
In Dein Herz einschlagen,
Wirst ihn ohne Zagen
Dann nach außen tragen,
Spürst erhabne Ruhe.
Tapfre Schritte thue!
Hast ja gute Schuhe.

Prag. Max Brod.

Das Evangelium, modern stilisirt. Vita, Deutsches Verlagshaus, in Berlin.

Die moderne Stilisirung, die allmählich auf fernere Theile der Bibel ausgedehnt werden soll, weicht bewußt von allen bisherigen Uebersetzungen und Uebersetzungmethoden ab. Ihr Zweck ist nicht nur, statt der archaisirenden Uebersetzungen mit ihrer pathetischen, salbungvollen und fremdartig wirkenden Sprache in ihren oft veralteten Wort- und Satzgebilden eine dem modernen Sprachgebrauch angepaßte Uebertragung zu bieten und so die Bibel den Generationen des zwanzigsten Jahrhunderts wieder vertraut zu machen. Ihr Zweck ist daneben auch, durch eine wissenschaftlich exakte Bearbeitung den dogmatisirenden Tendenzen der bisherigen Uebersetzungen (besonders der lutherischen), die schon im Grundtext für das spätere Kirchendogma Stützen suchten und ihn darum vielfach durchaus falsch übersetzten, entgegenzutreten und, frei von kirchlichen Ueberlieferungen und Vorurtheilen, das in die Evangelien hineinübersetzte Kirchendogma späterer Zeiten auszuschalten. Eben so wird auf wissenschaftlicher Grundlage versucht, die ursprüngliche, reine Fassung der Evangelien wiederherzustellen und sie von allen Schlacken späterer Deutungen und Einschiebungen zu befreien; deshalb wurden, nach gründlichem Quellenstudium, alle Stellen markirt, die wahrscheinlich erst vom zweiten bis ins fünfte Jahrhundert von der Kirche in die (absichtlich beseitigten) Ur-Evangelien interpolirt worden sind. Allen sachlichen Angriffen, Kritiken und Einwänden werde ich die ernsteste Beachtung schenken

und ihnen (falls sie mich überzeugen) nachgeben; persönlichen Anrempelungen aber mit dem stolzen Humor entgegentreten, den der Apostel Paul gewissen theologischen Kollegen, sobald sie sich als aufgeblasene Gerngroße ihm gegenüber wichtig machten, widmete: „Wenn Jemand von uns“ (so sagt er, nach „moderner Stilisirung“, im Zweiten Korintherbrief) „sich wichtig machen darf, dann (ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist!) darf ich mich auch wichtig machen.“ Diener des Herrn sind sie? Nun, ich nehme kein Blatt vor den Mund: „Darin bin ich ihnen ‚über‘, nach all meinen beispiellosen inneren und äußeren Kämpfen.“

Köln. Moritz de Jonge.

Wenn wir Frauen erwachen . . . Ein Sittenroman aus dem neuen Deutschland. Georg Müller in München.

Dieser Roman behandelt scheinbar das abgedroschenste aller neueren Motive: die Entwickelung eines begabten jungen Mädchens aus gutem Haus zu einer „Persönlichkeit“; nur mit dem Unterschied, daß hier für diese Gestalt keine Propaganda gemacht und weder Mitleid noch Lachen durch ihre Irrungen erregt werden soll. Dem Verfasser kam es darauf an, die ganze innere Unwahrhaftigkeit einer solchen modernen Mädchenlaufbahn zu zeigen. Den Hintergrund bildet die für das heutige Deutschland so charakteristische überlieferungs- und haltlose, aber vielfach begüterte Gesellschaftschicht, die sich neuerdings in großer Breite zwischen die Boheme und das Bürgerthum eingeschoben hat und immer mehr der Träger der (sogenannten) ästhetischen Kultur wird. Der Schauplatz ist hauptsächlich München; doch tummelt sich die Heldin auch in Italien, im Engadin und in Paris herum; überall, um ihre Persönlichkeit weiter zu facettiren. Aus dem schwabinger Hexenkessel von Selbstbetrug und Narretei suche ich den Ausweg in eine Weltanschauung, die man vielleicht als den Gipfel des Reaktionären betrachten wird, die mir aber so fortschrittlich scheint, daß ich nicht darauf rechne, von Vielen, die sich gerade zur Zeit für moderne Geister halten, in diesem Punkt verstanden zu werden. Ich hoffe, es gereicht dem Buch zum Vortheil, daß die inneren Erlebnisse, die es verursacht haben, weit zurückliegen. Dadurch habe ich eine ziemliche Distanz zu meinen Gestalten gewonnen. Auch wo ich positive geistige und moralische Werthe in ihnen glaubhaft zu machen versuchte, war mir nicht möglich, Dies anders zu thun als mit einer ganz leisen Ironie, die sie mit dem Menschlich-Allzumenschlichen verknüpft; aber ich habe auch keine Unvollkommenheiten und Kläglichkeiten geschildert, die nicht mit irgendetwas Rührendem verbunden sind. So sehr mich das Dargestellte einmal innerlich erregt und durchwühlt hat: während der Gestaltung stand ich dem Problem sine ira et studio gegenüber.

Oskar A. H. Schmitz.

Gratisaktien.

Daß unser Kapital guten Ertrag bringt, beweisen die Durchschnittsdividenden der Industrie. Und die Vorschriften für das Aktienwesen verhindern eine „Papierwirthschaft", wie sie in den Vereinigten Staaten möglich ist. Bei uns können hoch rentirende Gesellschaften ihr Aktienkapital aus eigenen Mitteln, Dividenden oder Reserven, erhöhen; freilich nur starke Gesellschaften. Zuletzt hat Auer die Dividende in Aktien ausgezahlt. Das Gesetz gestattet diese Form der Umwandlung von Rente in Betriebskapital. Paragraph 279 des Handelsgesetzbuches beschäftigt sich mit der qualifizirten Kapitalserhöhung, als welche die Ausgabe von Gratisaktien anzusehen ist. In Staubs Kommentar wird gesagt: „Eine besondere, in Deutschland zwar nicht übliche, aber gesetzlich zulässige Art der Kapitalserhöhung ist es auch, daß die Aktionäre ihre fälligen Dividendenforderungen als Einlage auf die neuen Aktien einbringen oder daß ein Reservefonds ausgeschüttet wird und die Ansprüche auf dessen Auszahlung auf die neuen Aktien eingebracht werden. Die Einzahlung erfolgt hier durch Einbringung der Forderung". An dieser Konstruktion fällt auf, daß von Ansprüchen und Forderungen gesprochen wird. Beide setzen gewöhnlich ein Schuldverhältniß voraus. Das besteht aber nicht zwischen der Gesellschaft und dem Aktionär, der ja keinen Anspruch auf Dividenden hat, sondern erst Forderungen stellen darf, wenn die Dividende beschlossen ist. Um das Gesetz mit dem Gebrauch in Einklang zu bringen, muß man thun, als wäre der Umwandlung der Dividendenbeschluß vorausgegangen. Das Handelsgesetzbuch schreibt ferner vor, daß Aktien nur gegen Vollzahlung des Nominalbetrages ausgegeben werden dürfen. Die Stücke müssen also bezahlt sein und der Betrag darf nicht unter Pari bleiben. Auch diese Vorschriften sind bei besonderen Zuwendungen an die Aktionäre zu beachten. Die Gesellschaft muß eben aus vorhandenen Mitteln die Einzahlungen auf die neuen Stücke leisten; dann darf sie jeden Satz unter 100 Prozent als Preis für die jungen Aktien fordern.

Die Auergesellschaft hat aus ihrem Gewinn einen Spezialfonds von 3,30 Millionen gebildet, aus dem die neuen Aktien bezahlt werden. Die Erhöhung des Grundkapitals von 6,6 auf 9,9 Millionen (neben den Stammaktien giebt es 13,2 Millionen Vorzugsaktien) belastet also die Aktionäre nicht. Auf je zwei alte Stammaktien wird eine Gratisaktie gewährt. Der Zweck dieses Geschäftes ist die Verkleinerung der Dividende. Die Auer-Aktie hat hohen Gewinn gebracht und ist so beliebt, daß sie selbst in der Zeit politischer Erregung noch in die Höhe stieg; am dreißigsten September war ihr Kurs 622, am zwölften Dezember 676. Die Verwaltung erklärte, weil die hohe Dividende von 50 Prozent, die in den letzten drei Jahren gezahlt wurde, in einen unbequemen Zustand geführt habe, sei beschlossen worden, den Satz auf 25 Prozent zu ermäßigen und auch künftig dabei zu bleiben; so würden unbegründete Kursschwankungen vermieden werden. Ob diesem

frommen Wunsch Erfüllung wird? Ein von der Spekulation begünstigtes Papier reizt auch zu 400 Prozent noch. Zweifel könnten vor der Frage entstehen, ob das Versprechen einer Dauerdividende nicht wie die Zusicherung einer festen Verzinsung wirkt, die bei Aktien nicht zulässig ist (§ 215 HGB). Eine Ausnahme wird für Aktien mit Bauzinsen gemacht, obwohl auch da im einzelnen Fall Zweifel auftauchen können. Die Auergesellschaft hat nicht zum ersten Mal eine besondere Form der Aktienausgabe gewählt. Schon 1908 bot sie die 6,60 Millionen fünfprozentiger Vorzugsaktien zu 100 an, gewährte aber für das erste Jahr eine Sonderdividende von noch 6 Prozent, so daß auf 1000 Mark 60 Mark zurückvergütet wurden. Eigentlich wurde die Aktie also zu 94 ausgegeben, durch die Form des Bonus aber ein Verstoß gegen das Gesetz vermieden. Die Technik der Aktienemission bietet einen weiten Spielraum; und es kommt schließlich nur auf die wirthschaftliche Begründung der besonderen Transaktion an. Daß Auer im vorletzten Jahr Stücke mit fester Verzinsung ausgab, deutete auf den Wunsch, die Dividendenhöhe nicht herabdrücken zu lassen. Die Taktik hat sich geändert: die Dividende wird heruntergesetzt, damit die Aktie nicht mehr allzu heftigen Schwankungen ausgesetzt sei. Dieses Streben ist löblich. Doch der Aktionär kann der Verwaltung, die ihm sagt, daß sie in diesem Jahr 75 statt 50 Prozent zahle, antworten, daß er bisher auf zwei Aktien je 50 Prozent, also 1000 Mark, erhalten habe, während er in Zukunft auf drei Aktien nur noch 750 Mark bekommt. Da sich die Aktie bei einem Kurs von rund 700 Prozent und einer Dividende von 50 Prozent mit mehr als 7 Prozent verzinste, so müßte der Börsenpreis zwischen 350 und 360 sein, damit bei 25 Prozent die selbe Rente herauskommt. Der Augenblicksgewinn (durch die Gratisaktie) wird also von der nothwendigen Preiskürzung für sämmtliche Aktien wieder aufgezehrt. Ob die Gesellschaft mit einem Rückgang der Dividende rechnet und den daraus entstehenden Eindruck vermeiden wollte, weiß man nicht. In jedem Fall spart sie Geld; 25 Prozent Dividende auf 9,90 Millionen: dazu braucht sie 2475000 Mark; für 50 Prozent auf 6,60 Millionen waren 3,30 Millionen nöthig. Also hat die Auer-Gesellschaft im nächsten Jahr 825000 Mark weniger zu zahlen als für 1910/11 und in drei Jahren ist der Mehraufwand für die Gratisaktien hereingebracht. Da die Aktionäre keinen Anspruch auf eine bestimmte Dividende haben, kann die Gesellschaft den über 25 Prozent hinausgehenden Ertrag zur Verstärkung der inneren Reserven verwenden.

In mancher Gesellschaft, die hohe Ueberschüsse ausweist, steht ein Theil des Ertrages nur auf dem Papier; werden da Gratisaktien statt der Dividende gegeben, so ists weniger harmlos als bei Unternehmungen von der Art der Auergesellschaft. Auch in Deutschland sind, freilich seltener als in Amerika, solche Fälle vorgekommen; ob die zur Einzahlung auf die Gratisaktien nöthige Summe bereit liegt, ist ja schwer festzustellen; fehlt sie, so war die Ausgabe der Aktien ungesetzlich, weil die Bedingung der Barzahlung des Nennbetrages nicht er-

füllt wurde. Wenn Reserven in Aktien verwandelt werden, kann man nicht von einer Umgestaltung in Betriebskapital sprechen; denn die Reserven arbeiten im Betrieb mit. Vorschriften über die Anlage der Reservefonds in bestimmten Werthen oder über ihre gesonderte Verwaltung haben wir nicht. Deshalb müßte der Gesammtertrag eigentlich in Prozenten von Aktienkapital und Reserven ausgedrückt werden.

Aktiengesellschaften mit kleinem Kapital und hoher Dividende sind oft in unbequemerer Lage als Unternehmen, deren Gewinnquote nicht auffällt. Steuerfiskus, Arbeiter und Konkurrenz machen ihr das Leben schwer. Die Dividende wird den Löhnen verglichen, das Risiko des Aktionärs natürlich ganz ausgeschaltet und die Anpassung des Lohntarifs an die Dividendenskala gefordert. Dieser Mangel wird einst vielleicht durch die Gewinnbetheiligung der Arbeiter beseitigt. Aber die hohe Dividende reizt auch die Profitgier des lieben Nachbars. Jeder Unternehmer, der irgendwo Rauch sieht, macht sich dahinter, um das Brennmaterial zu betrachten; ist er von dessen Güte überzeugt, so schafft er sichs an; und wenn viele Schornsteine rauchen, verringert sich der Gewinn. Als die Glanzstoff-Fabriken in Elberfeld junge Aktien zu 100 Prozent ausgaben, während die alten Stücke 725 kosteten, erging ein Ruf an alle Unternehmer, die durch die hohen Dividenden (40 Prozent) der Gesellschaft zur Anlage von Konkurrenzbetrieben verlockt werden konnten. Doch die Vermehrung des Kapitals verringerte die Dividende nicht wesentlich: nach der Neuemission wurden zweimal je 36 Prozent bezahlt. Von der billigen Ausgabe neuer Aktien bei der Akkumulatorenfabrik Hagen und bei der Gold- und Silberscheideanstalt in Frankfurt sprach ich hier schon. Bei Hagen war weniger die Dividende als der Aktienkurs zu verdünnen. Die Gesellschaft zahlte 25 Prozent; aber die Aktie hielt sich im Bereich von 530 bis 550 und drückte bei so hohem Preis auf die Rente. Die jungen Aktien gaben dem Papier neuen Reiz; jetzt erst scheint die Panzerung der Gesellschaft stark genug, um einen hohen Kurs auszuhalten. Der innere Werth ist kein leerer Begriff; aber er wird lästig, wenn er die Blicke der Spekulanten auf sich lenkt. Man sucht eine Decentralisirung wirthschaftlicher Gewinnmöglichkeiten dadurch zu hindern, daß man vor die eigenen Chancen das abschreckende Beispiel sinkender Dividenden stellt. Der in Werthpapieren angelegte Vermögensbestandtheil hat mit Bedingungen zu rechnen, die mit dem normalen Austausch von Chance und Gewinn nichts zu thun haben. Das sollte zu denken geben; denn schließlich hat die Börsenspekulation das entscheidende Wort. Sie macht den Kurs; und der Kurs wirkt auf die Dividende. Wären Alle, die zu der Gesellschaft in enger Beziehung stehen, materiell unabhängig von der Gestaltung des Aktienschicksals, dann würde der Faden zwischen Kurs und Dividende rasch zerschnitten und die beiden Ziffern stünden oft in lehrreichem Kontrast. In der gemeinen Wirklichkeit werden die Tränklein oder in der eigenen Küche gebraut; und Koch und Küfer wissen, wie es für die Kunden gemacht werden muß. **L a d o n.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Reiseführer

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf am Hauptbahnhof Hotel Germania

Elektrisches Licht — Zentralheizung — Lift — Neuerbaute grosse Halle — Zimmer von 3 Mark an.

Köln am Rhein Monopol - Hotel

Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

Wiesbaden - Der Nassauerhof, hochvornehmes Hotel in freier

bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eig. Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnung. u Zimmer mit Bad. Zander-Institut.







Sanatorium Kurhaus Buchheide

— Stettin - Finkenwalde. —

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Priessnitz-Sanatorium

Gräfenberg (Oesterr.- Schlesien)

630 m ü. M.

Eröffnet 1911. Für innere und Nervenkranke. Physikal.-diät. Heilverfahren
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. | 100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. | Herrliches Klima.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57